

Der Roman des Stallmeisters.

Von Signor Saltarino.

Im Jahre 1881 oder 82 war ich als Vereiter in dem kleinen dänischen Circus Leonard engagiert.

„Ja, ja“, sagte der besahnte, humpelnde Stallmeister Cotrelly und drehte bedächtig an den Spitzen seines gefärbten Hentri quarte.

„Ruhig, Kinder, nur ruhig. Auch ich war einst jung und ein ganz passabler Mensch, dabei ein leidlicher Fahrer-Sattel-Reiter.“

Hier erlebte ich meinen Roman. Unsere Gesellschaft war klein, ebenfalls die Gagen.

Da war zuerst der Direktor, ein Holländer Namens Robinson, dann seine Frau, eine baumlange Engländerin, die bei jeder Gelegenheit erzählte, daß sie aus sehr feiner Familie stamme und eigentlich zu etwas Besseren geboren sei, als mit einem Circus in der Welt herumzuziehen.

Unter Stall enthielt im Ganzen fünf Pferde und einen dreifüßigen Esel, der von Mr. Joe Austin, dem Clown, einem Amerikaner, vorgeführt wurde.

So reisten wir von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, natürlich nicht im Ertrage, sondern schäbig behäbig und langsam die Landstraße entlang, bei Sonnenbrand wie bei eisigen Winden, doch immer frohgemuth und immer durstig, wie es sich echten Vaganten geziemt.

Es war in Friesland, an der holländischen Grenze, wo uns das Unheil erfaßte. Die Geschäfte gingen unter aller Kritik.

Robinson wurde schlecht gelaunt und griff häufiger denn je zur Gewerkschaft.

„Wenn das so weiter geht, dann habe ich bald kein Geld mehr, um Futter für die Pferde zu kaufen. Das bornirte Publikum von heutzutage weiß wahre Kunst nicht zu würdigen.“

„Alles ganz schön und gut, Herr Robinson, aber was uns fehlt, ist ein „Star“. Sie gehen jetzt nach Groningen, da müssen Sie unbedingt eine Attraktion haben.“

Der Direktor sah mich ziemlich verständnislos an. „Ein Star? Eine Attraktion? Aber Mensch, sind denn Papifisch, Bedde, Austin, sind denn alle meine Künstler nicht Attraktionen genug?“

Brummend ging Robinson von dannen. Aber der Gedanke an den „Star“ schien ihn nicht verlassen zu haben; denn noch an demselben Abend ließ er mich in seinen Wohnwagen rufen, bot mir einen Stuhl an und sagte: „Da Sie die Idee von dem Star aufgegriffen haben, müssen Sie auch schreiben — vielleicht bringt das Glück. Schreiben Sie also an meinen alten Freund Pontelli nach Hamburg, er möge mir seine Tochter Heliot schicken, wenn sie frei ist.“

Wir spielten in Groningen bereits einige Zeit mit möglichem Erfolge, als eines Vormittags eine hochgewachsene, bildschöne Blondine in unser Zelt trat, mit einem Brief in der Hand, den der alte Pontelli geschrieben. Das Mäd-

chen war Miß Heliot, die erste KABELTÄNZERIN der Welt.

Das Teufelsweib war denn auch die Attraktion, die wir brauchten. Ich habe niemals wieder eine orajörere, vollendetere Arbeiterin auf dem Tanzseil gesehen als diese Artistin.

Sie zog. Der Circus war jeden Abend ausverkauft. Die steifen Holländer waren geradweg närrisch und überschütteten die schöne Seiltänzerin mit Blumen, Gedichten und Geschenken. Doch Miß Heliot lachte die Leute aus und nahm Huldigungen und Geschenke entgegen, als müßte das so sein.

Leider brach sie auch das Herz unferes lieben Austin, des Clowns. Der junge Mann war still und ernst geworden, beinahe menschenfeind.

Heliot bemerkte die Leiden des Clowns nicht, oder wollte sie wenigstens nicht sehen. An einem Abend, vielleicht vierzehn Tage nach dem Debüt der Seiltänzerin, arbeitete diese in einem besonders verführerischen Zirkeltänze. Joe Austin hatte ihr bei der Nummer kleine Handreichungen zu leisten, und die „Reprisen“, das heißt die Pausen, die nötig waren, damit Miß Heliot Athem schöpfen konnte, mit seinen Wächern auszufüllen.

Die Seiltänzerin beendete ihre Arbeit mit einem hübschen Saltomortale auf dem Kabele, machte einen zeremoniösen Knicks und ging mit kuckender Brust durch die Portiere nach der Garderobe zurück. Der Clown näherte sich ihr mit komischer Grandeza, schaute ihre kleine Hand und verbeugte sich gleichfalls tief vor den Zuschauerinnen. Dann hüpfte er mit Miß Heliot zurück, deren Hand trampfhaft festhielt.

„Wie schön Sie sind, Miß Heliot!“ flüsterte Austin ihr hinter der Portiere zu. „Was soll der Unfinn! — lassen Sie sofort meine Hand los!“ „Miß Heliot — ich liebe Sie!“ „Scheren Sie sich fort, Sie Narr!“

„Heliot“, flüchte Austin in leidenschaftlichem Ton, „Heliot, ich liebe dich, ich liebe dich wahnsinnig, höre mich an, nur wenige Worte —“ „Lassen Sie mich los oder —“ rief das Mädchen dröhnend.

Joe, feiner Sinne nicht mehr mächtig, riß das schöne Weib an sich und bedeckte dessen Gesicht mit heißen, leidenschaftlichen Küßchen. Mit kräftigem Arm schob die Seiltänzerin den Clown zurück, hob die Rechte zum Schlag, die Linke piffte durch die Luft und zeichnete einen dunkelrothen Streifen auf dem weißbemalten Gesicht des armen, verliebten Kerls.

Joe Austin schrie auf wie ein verwundetes Thier, während Heliot in der Garderobe verschwand.

Nach diesem Auftritt war der Clown wie umgewandelt. Er war wieder wie früher, lustig und lebensfroh, immerdar ein hilfsbereiter Kamerad, und es schien, als habe er Heliot und seine Liebe zu ihr vergessen.

Von Groningen gingen wir nach Leuwarden, und auch hier zog die schöne Seiltänzerin das Publikum in Schaaren heran. Herr Robinson schamte in eitel Wonne. Er süßte sich jetzt als ein großer Circusdirektor, verließ seinen Wohnwagen und siedelte mit seiner Frau und Heliot Pontelli in ein Hotel über.

Letztere feierte wahre Triumphe. Es regnete geradezu Blumen, und besonders fiel es auf, daß Miß Heliot Abend für Abend ein prächtiger Strauß weißer Lilien überreicht wurde.

„Wissen Sie, Herr Robinson, von wem unser Star allabendlich diese schönen Lilien bekommt?“ fragte ich einmal den Direktor. „Na, sind Sie aber naiv. Selbstverständlich von einem Anderen“, lachte Robinson. „Sie sind wohl eifersüchtig, was?“ „Eifersüchtig — ich?“ gab ich erstaunt zurück. Warum sollte ich eifersüchtig sein?“

„Sie glauben wohl, daß ich blind bin! Nachdem Joe sich eine Abfuhr geholt hat, sehe ich doch, daß sie beständig hinter ihr her sind. Ich gebe Ihnen aber einen guten Rath, denn ich kenne die Pontelli besser. Die Mädchen wollen alle höher hinaus. Heliot wünscht ihre Liebe nicht, so wenig wie die Verehrer des Austin. Lassen Sie ja die Finger davon!“

Ich mußte über Robinsons Warnung lachen. Gewiß, ich bemunterte die Schönheit der Seiltänzerin, ihre exzellente Arbeit — aber lieben, ich, ein Mann in reiferem Alter schon, nein, davon mußte ich nichts!

Blötzlich stand Miß Heliot neben mir. „Na, Herr Cotrelly, was haben Sie denn zu lachen?“ fragte sie und schaute mich mit ihren großen, schwarzen Augen so heiß und verführerisch an, daß mir das Blut ins Gesicht schoss. Wie unter einem Bann schloß ich ihre Hände und bat: „Miß Heliot, von wem bekommen Sie jeden Abend die schönen, weißen Blumen?“ „Was kümmert das Sie!“ erwiderte sie scharf und riß ihre Hände aus den meinen.

Wir standen vor ihrer Garderobe, ich wollte ihr Abtue sagen, da traf mich wieder ein verheißungsvoller Blick aus ihren räthselhaften Augen, der mich erbeben ließ.

„Recht Ihnen etwas, Herr Cotrelly? Sie sind heute ganz anders als sonst.“ „Ich sah wieder ihre Hand, die sie mir diesmal nicht entzog.“

„Heliot“, sagte ich, „ich glaube, Sie nur als Artistin zu beneiden — jetzt aber weiß ich, daß ich Sie auch liebe, liebe mit der ganzen Gluth meines Herzens.“

Da schlug sie ihre vollen, weichen Arme um meinen Hals. „Auch ich liebe dich, Henry, heiß und innig, seitdem ich dich zum ersten Male gesehen. Und die Blumen? Ja, ich weiß selbst nicht, wer der Spender ist; ich nehme die Lilien nur deshalb mit in die Garderobe und ins Hotel, weil sie doch so wunderschön sind.“

Sie sprang in die Garderobe und kam im Moment zurück. „Da rieche einmal!“ Heliot hielt mir ein Blüthenbüschel unter die Nase. „Es war ein mir fremder Geruch, wie ungefähr Mandeln riechen.“

Da lachte sie über meine Angst und schlug mit der kleinen, weißen Hand auf den Mund. „Am anderen Morgen erschien Miß Heliot nicht zum Frühstück. Frau Robinson ging zu ihr ins Zimmer, und berichtete dann, daß die Künstlerin mit heftigen Kopfschmerzen zu Bett liege.“

„Welch eine Lust hier!“ rief dieser erstaunt aus, als er das Zimmer betrat. „Kein Wunder, daß Sie krank sind. Und hier — der Arzt greift nach dem Likentraub — hier haben wir ja auch gleich die Ursache. Nehmen Sie nie wieder größere Blumenbüschel mit ins Schlafzimmer — es tauzt nie. Nun aber an die frische Luft!“

Die Tage, die Wochen gingen vorüber. Im Anfang des August schlügen wir die Leinwand in Jivolle auf. Hier wollten wir uns offiziell verloben, da ja doch die ganze Gesellschaft von unterm Verhältnis wußte.

„Wenn mich heute Robinson davon jagt und verkauft mir seinen Esel nicht, bin ich als Clown nicht mehr viel werth. Es ist immer besser, wenn man noch eine Spezialität hat“, meinte er.

Der Clown übte jede freie Stunde und hatte es auch schon zu einer bedeutenden Fertigkeit gebracht. Er hatte sich einen Kupelgang aus Holz und Eisenblech bauen lassen, an dem er handgroße, abgestimmte Metallscheiben befestigte. Mittels einer großen Drehvorrichtung schob er auf die Eisenplatten, und zwar so schnell hintereinander, daß durch die aufschleuderten Kugeln eine einfache Melodie hervorgebracht wurde.

Als wir den Tag nach Heliot seinen Proben zu. Sobald Austin sie sah, drehte er ihr den Rücken zu. Er sprach nie ein Wort mit ihr.

Eines Tages stand ich neben der Seiltänzerin, als Austin übte. Ganz gegen seine Gewohnheit blieb er uns gegenüber stehen.

„Sieh da, Joe ist wieder gut“, scherzte ich. „In Heliot's Augen strahlte es auf, und eine dunkle Wölbe der Freude gehörte ihr schönes Anlitz. Wie von einer großen Gewalt getrieben, öffnete sie die Arme.“

Ein Blick auf das heftig erröthende Mädchen, und wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Cotrelly — alter Esel! Heliot liebt Joe und hat ihn wohl immer geliebt, nur aus einem gewissen falschen Stolz hatte sie es nicht zeigen wollen. Sie hatte mich nur zu dem Zweck belogen und behauptet, um Joe eifersüchtig zu machen und ihn wieder zu ihren Füßen zu bringen.

„Heliot“, flüsterte ich ihr zu, „ich durchschaue deine Komödie, aber suche dir einen anderen Honsournt — ich bin für solche Spielereien zu gut und zu alt!“

„Nicht böse sein, mein süßer Henry!“ schmeichelte sie und legte mir ihre Hand auf meinem Mund. „Nicht janteln!“

„Ich bemerkte wie sie dabei dem Clown einen ihrer sinnbetreffendsten Blöde zuzwarf. Dieser schaute sie kalt und verächtlich an. Dann lud er von Neuem die Pistole.“

Da trachte ich Schuh. Heliot stürzte lautlos zu meinen Füßen nieder. Ein zweiter Schuh — und auch Joe Austin war aus diesem Leben geschieden. Die Seiltänzerin hatte er mitten ins Herz getroffen; er selbst hatte sich in die Salafie geschossen.

Der Staatsanwalt legte Beschlag auf die Effekten der Weiden. Im Hof der des Clowns fand man einen Zettel in englischer Sprache, mit rother Tinte geschrieben: „Joe Austin schenkt keinem Menschen einen Zeitstücken, und wenn er auch von einem Weib kommt. Wer mich schlägt, muß sterben. Wirkt das Gift nicht — die Kugel führt sicher zum Ziele. George Sherman, genannt Joe Austin, aus Kasko, U. S. A.“

„Das war der Roman des alten Stallmeisters Henry Cotrelly.“

Er (beim Abschied): „Jedesmal, wenn ich aus diesem Glaie trinke, will ich an Dich denken, mein Herz!“

Können Sie französisch?

Heiteres aus Kurheffens vergangener Tagen. Von E. L. u. f. (Mannheim).

Wenn jetzt in deutschen Landen einige Männer von 50 bis 60 Jahren zusammenkommen, wird von dem Krieg 1870—71 geredet, denn jeder ist dabei gewesen. Gerade so und in noch verklärterem Maße wurde in meiner Jugend über die französische Invasionszeit und die deutschen Befreiungskriege gesprochen. Die Jugend hörte mit größter Aufmerksamkeit zu, wenn die Veteranen der Befreiungskriege, von jenen Invasions- und Kriegsjahren erzählten.

Die französische Invasionszeit hatte sich in Kurheffens noch mehr geltend gemacht als in anderen Gegenden Deutschlands, weil man da einen Franzosen zum König bekommen hatte. Von diesen Zeiten des Königs Jerome erzählte man denn auch sehr vieles. Den Namen „König Ludwig“ konnte ich begreifen, aber unter „Jerome“ konnte ich rein gar nichts denken.

Ich konnte wohl die in der Gegend gewöhnlichen Namen Friedrich, Wilhelm, Caspar, Lorenz, Gottfried, Gottlieb usw., aber Jerome war mir so fremd und unverständlich wie irgend ein chinesischer Name. Hätte man mir erklärt, daß Jerome auch deutsch Hieronymus heißt, so wäre ich auch noch nicht besser daran gewesen, denn Hieronymus war ein ungeräuchelter Name in der Kasseler Gegend.

Und das war ja das einzige Entgegenkommen Napoleons, daß Jerome offiziell sich König Hieronymus hieß und nicht Jerome, wie er allgemein genannt wird. Auf den Kupfer-Soldat, die man noch lange häufig sehen konnte, da sie, wenn nicht im Vorkrieg, so doch von jedem zum Andenken zurückbehalten wurden, zeigte die Rückseite ein großes Monogramm und H als offizielle Bezeichnung des Königs Hieronymus Napoleon.

War es nun Bosheit oder Unkenntniß der einfachen ländlichen Leute, niemand wußte, daß H Hieronymus Napoleon heißen sollte, sondern aus dem unbenannten Monogramm des durch viele Anekdoten bekannten Königs Ludwig konstruirte man für H die Bedeutung Hans Narr, so daß man allgemein von „König Hans Narr“ sprach. Ich war schon zehn Jahre alt, als ich mich einmal meinem Vater gegenüber wunderte, daß ein König sich selber Hans Narr nennt.

„Du bist ja selber ein Hans Narr“, sagte mein Vater in ärgerlicher Zone, „wie kannst du nur so dumm sein und kannst glauben, daß ein König sich selber Hans Narr nennt. Alle Leute halten sich für gescheit und ein König hält sich für doppelt gescheit!“

Als ich über diesen Vorwurf der Dummheit ein betrübtes Gesicht machte, erklärte mir mein Vater zum ersten Mal, daß Jerome und Hieronymus das selbe Wort sei, das eine französisch, das andere griechisch.

So aufmerksam ich den Erzählungen der alten Leute zuhörte, ich hatte das Wort Königreich Westfalen nie gehört und lernte es erst im Geschichtsunterricht kennen. Die Bezeichnung Königreich Westfalen war dem Volksmund nie vertraut und geläufig geblieben. „Als König Hans Narr noch, auf Wilhelmshöhe wohnte“, das war gewöhnlich die Bezeichnung für jene Zeiten.

Als König Hans Narr noch auf der Wilhelmshöhe wohnte“, so erzählte einer der ältesten Männer, dem man an seinem Wesen noch im Greisenalter den lebhaftesten Geist und die hervorragende Thätigkeit anmerkte, hatte ich einmal einen Proceß mit dem alten Rasper. Ihr alten Leute habt ihn ja noch gekannt, den alten Rasper, der kein Geschäft ohne Proceß machen konnte. Er war mir drei Karolinen schuldig für Waaren, und als ich mein Geld nach jahrelangem Warten entschlossen verlangte, wollte er mir antwortend drei Karolinen sechs Leubihaler geben. Ich lachte ihn natürlich aus, da bot er mir sechs Spezialhaler und schließlich sechs Kronenthaler. Als ich auch diese nicht nahm, sagte er ruhig: „Na, dann verlag' mich!“

Und ich verlagte ihn. Zum Termin ging ich auf's Amt und dachte, die Geschichte wird bald erledigt sein. Ich war aber ganz erstaunt, als ich auf dem Amt sah, daß der Rasper sich einen Protrotter — in Kurheffens hießen die Rechtsanwälte Protrottores — mitgebracht hatte. Da hier damals, es war im Jahre 1808 oder 1809, noch kein Protrotter wohnte, hatte er sich einen von Kassel geholt.

Als ich meine Sachen dem Amtmann vorgetragen hatte, fing der Protrotter an, eine lange französische Rede zu halten, und als er fertig war, fragte mich der Amtmann: „Nun, was haben Sie darauf zu sagen?“

„Darauf hab' ich zu sagen, daß der Herr Protrotter deutsch sprechen soll, dann will ich antworten!“

„Das hab' ich nicht nötig, ich habe das Recht französisch zu pläbieren! Wenn der Kläger kein Französisch versteht, soll er sich auf seine Kosten einen Dolmetscher mitbringen.“

Er glaubte, ich würde lieber weniger nehmen, als mir einen Dolmet-

der von Kassel besorgen, denn hier verstand keiner französisch.

Nun war der Amtmann ein echter Deutscher, der die französische Wirtschaft haßte und alle Leute nicht leiden konnte, die französischelten. Der Protrotter war gerade im Gegentheil einer von denen, die sich durch Französisch bei den Herren in Kassel lieb und mochten wollten.

„Na, wollen Sie sich einen Dolmetscher nehmen, oder wollen Sie sich lieber vergleichen?“ fragte der Amtmann.

„Nein, Herr Amtmann“, sagte ich, „ich vergleiche mich nicht und nehme auch keinen Dolmetscher. Wenn der Herr Protrotter nicht deutsch wiederholen will, was er gesagt hat, dann will ich ihm lieber französisch antworten.“

Der Amtmann riß erstaunt die Augen auf und fuhr ordentlich auf seinem Stuhl zurück: „Was?“ schrie er. „Können Sie französisch?“

„Ja, Herr Amtmann, ich kann sehr gut französisch!“

„Na, dann parlieren Sie los!“ schrie der in seinem Patriotismus verlegte Amtmann mühennd und warf mit ärgerlicher Miene die Feder, die er in der Hand hielt, auf den Tisch. „Und ich fing an: „Adon olam ascher malach betetum fol jezit nitra,“ und so das ganze israelitische Morgen-gebet, das ich auswendig kannte, im schnellsten Tempo, ohne abzusetzen.“

Der Amtmann hatte mich gleich durchschaut und sah mich gespannt, dabei aber zufrieden schmunzelnd, an. Er verstand natürlich von meiner herkömmlichen Rede nicht mehr als der Protrotter auch. Aber als ich nach einer halben Stunde endlich schwiege, richtete der Amtmann mit der größten Miße die Frage an den Protrotter: „Nun, was haben Sie darauf zu sagen?“

„Das war doch kein Französisch, ich habe kein Wort verstanden!“

„Wenn Sie nicht genug französisch verstehen, um einer etwas schnell vorgetragenen französischen Ansprache zu folgen, so ist das Ihre Sache, ich habe alles verstanden und frage Sie, ob Sie auf Ihre Kosten einen Dolmetscher zujuziehen wollen.“

Fällt mir gar nicht ein, ich würde mich schämen zu sagen, daß ich die französische Rede des Verklagten nicht verstanden hätte.“

„Nun, dann ist es ja gut“, sagte der Amtmann, „ich habe verstanden, was beide Parteien vorgebracht, und werde das Urtheil fällen.“

„Eins, zwei, drei hatte ich meinen Proceß gewonnen.“

Die vier Gentlemen.

Einem neuen Trio internationaler Hochstapler ist die Polizei in Paris auf die Spur gekommen, und zwar einem Trio, dem es nicht an einem kleinen amüfanten Beigeschmack fehlt. Seit mehreren Wochen schon besaherten sich reiche in der französischen Hauptstadt mit den Erpreßhügeln aus Calais antonemende Engländer darüber, daß ihnen auf dem Bahnhöfen ihr Handgepäck und sogar ihre Briefstücken, ihre Portemonnaies und ihre Uhren auf die unerklärlichste Weise entwendet worden seien. Die Polizei nahm infolge dieser Anzeigen den Nordbahnhof unter besonders strenge Beobachtung, und endlich glückte es ihr, die Schuldigen auf frischer That zu ertappen. Der Schnellzug mit den Passagieren aus London war gerade in die Bahnhofshalle eingerollt, und aus dem Schlafwagen erster Klasse stieg, nicht ohne Beschwerden, ein forpulenter Engländer heraus, dem man sofort von weitem ansehen konnte, daß er nicht zu den Unbemittelten gehörte, während der joviale Ausdruck seines lebensfrohen Antlitzes vermuthen ließ, daß er sich mit geringem Kleingeld vorgesehen haben würde, um die Freuden der schönen Seinseladt zu genießen. Während er noch auf der untersten Stufe des Wagengentrittes stand, stürzte sich plötzlich aus einer nahen Gruppe von vier taubellos elegant und distinguirt aussehenden Herren einer auf die Thür des Schlafwagens zu, um scheinbar in diesen hinein zu gelangen. Dabei verlangte er natürlich in heftige Berührung mit dem würdigen alten Herrn, dem der Handluffer aus den Händen fiel, und der selbst bedenklich in's Schwanken gerieth. Sofort traten die drei anderen hinzu, hielten ihn, bläulerten ihn ab — und leerten ihm gleichzeitig, ohne daß er es merkte, blühartig schnell die Rodtaschen. Er bedachte sich eben noch höflich für ihre Hilfe bei ihnen, als ein Kriminalbeamter, der die Szene beobachtet hatte, die vier feinen Herren festnahm. Man fand bei ihnen außer dem Portefeuille des Engländers große Summen Bargeldes, kostbare goldene Uhren und viel Schmutz. Keiner von den vier Gaunern, die äußerlich den Eindruck machten, der besten Gesellschaft anzugehören, verstand ein einziges Wort Französisch. Der eine von ihnen gab sich für einen Ingenieur aus Dublin aus, der zweite lieferte sich darauf, englischer Unterthan zu sein, der dritte sprach nur Russisch und der vierte nur Rumänisch. Jetzt sitzt das vierblättrige Kleeblatt hinter Schloß und Riegel.

Sindlich.

Großmutter (erzählt): „So, im dreißigjährigen Kriege waren böse Zeiten in Deutschland. Da hat Wanker seinen Schatz vergraben müssen.“

Enkelin: „Lebendig, Großmutter?“

Der gestrenzte Professor.



Professor (in der Badeanstalt zu einem Schüler): „Wie warm ist heut' das Wasser, Müller?“

Schüler: „18 Grad, Herr Professor!“

Professor: „Danke, sehen Sie sich!“

Dann!

„Was sagt denn Ihre Frau dazu, wenn Sie gelegentlich über die Schnur bauen?“

„O, ich habe nie über die Schnur; und wenn ich über die Schnur habe, dann erfährt's meine Frau nicht; und wenn sie's erfährt, dann sagt sie nichts; und wenn sie etwas sagt, dann — na freilich, dann gib's was!“

Unangenehm.

Lebemann (verschuldet, aber reich verlobt, zum Diener): „Johann, ich habe doch vor der Pfändung Alles geordnet, wo find nur die Pfandsiegel hingekommen?“

Diener: „O weh, Herr Baron, da hab' ich einen schönen Stiefel gemacht... denken Sie nur, die habe ich in Gedanken in das Briefmarken-Album geteilt, das Sie Ihrer Braut geschenkt haben.“

Ein Kenner!

„Daß Sie der Wahrheit endlich die Ehre geben und den Einbruch bei dem Weinbändler eingestehen, ist ja ganz gut und schön, aber es ist bei demselben früher schon einmal eingedrungen worden und da liegt der Verdacht nahe, daß Sie das auch gewesen sind.“

Angeklagter: „Bitte um Entschuldigung, Herr Amtsrichter, aber von den Weinen dieses Herrn stiehlt man in seinem Leben nur einmal!“

Begrüßung.

Richter: „Also, Soffelbauer, Gert Nachbar hat Euch ein Kameel genannt und Ihr ihn ein Esel. Da schlage ich vor, daß Jeder seine Beleidigung zurücknimmt — und die Sache ist erledigt.“

Soffelbauer: „Ja — aber — da is doch mein Nachbar im Vortheil!“

Wink mit dem Kanapf.

Junge Wittve: „Oh Herr Tim, mein Lächterchen ist ganz entzückt von Ihnen!“

Der Besuch: „Wirklich, was sagte sie denn?“

Die junge Wittve: „Denken Sie, erst neulich meinte sie: „Siehst Du, Mama, das ist ein Herr, den ich mir zum Papa wünscht!““

Spekulation.

Frieda und Karlchen (zum dreißigjährigen Onkel): „Gelt, Onkel, wenn unser Weihnachtsgeid nicht reicht, dürfen wir Dir wieder graue Haare auskuppen — um drei Heller das Stück?“

Eingegangen.

Onkel (zu seinem armen Nessen, der ihn in den Universitätsferien besucht hat und nun wieder abreist): „Hier, lieber Richard, hast Du noch 10 rechte Upmann mit dem Pinge zum Rauchen auf der Heimreise.“

Auch ein Grund.

Nichter: „Worum schlugen Sie den Jungen mit dem dicken Knüttel auf den Kopf?“

Angelagter: „Weil er schwerhörig ist und nicht wußte, wie ich mich sonst verständlich machen sollte.“

Kobel wider Willen.

Aber weißt Du, es ist wirklich nicht recht von Dir, daß Du gerade beim teuersten Schneider arbeiten läßt.“

„Was soll ich machen? Er ist der Einzige, der mir noch pumpt!“

Variante.

„Tag und Nacht quält mich meine Frau um ein Automobil!“

„So ist's mir auch ergangen; ja, wenn die Weiber einn. al Benzin ge-rocken haben!“